

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 152

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEGLÄTTET INS SECHSTE JAHR



Mit toxic.fm hat auch St.Gallen ein «alternatives» Stadtradio. Der Sender hat den Anspruch, ein musikalisches Kontrastprogramm zum Einerlei von Radio aktuell, Radio Top oder DRS3 zu bieten. Im Dezember feiert toxic.fm den fünften Geburtstag. Gelegenheit für eine Bestandsaufnahme.

von Felix Mätzler

Hätten Sie mich vor zehn Jahren gefragt, weit gereiste Leserin, kulturverwöhnter Leser, was es in St.Gallen Innovatives gebe, etwas, das es nicht vorher schon in Zürich, Basel oder Luzern gegeben habe, etwas wirklich Urbanes, kein Säulirennen oder SVP-Zmorge, dann hätte ich die Stirne kraus gelegt und hätte studiert und studiert, wäre fast verzweifelt, hätte irgendwann einmal gemurmelt, dass St.Gallen doch berühmt sei für seine Stickereien, und auch das Hallenbad sei das älteste der Schweiz. Sie aber hätten nur milde gelächelt. Würden Sie mir heute die gleiche Frage stellen, so lächelte ich milde und würde sagen: «St.Gallen hat das beste Radioangebot der ganzen Schweiz.» Denn während Sie in Zürich nur wählen können zwischen multiplem Mainstream von DRS3 bis Radio Energy oder Gebasteltem auf LoRa, haben wir in St.Gallen für Sie – kleiner Tusch – FM4 aus Wien und vor allem – grosser Tusch – toxic.fm, das St.Galler Stadtradio. Dass ich bei letzterem befürchte (und beobachte), dass ihm langsam die Luft ausgehen und es bald so langweilig klingen könnte wie Radio Energy, das hätte ich Ihnen da noch nicht gesagt. Das kommt auch hier erst später, denn so ein Bericht zum fünften Geburtstag will zuerst einmal das Erfreuliche erwähnen.

100 Seiten Konzept

Und das Erfreuliche sei wiederholt: Radio toxic.fm auf 107.1 MHz, einquartiert in einem mausgrauen Mietshaus an der Engelastrasse in St.Gallen-Rotmonten, ist das beste Stadtradio der deutschen Schweiz. Hören Sie sich zum Beleg einmal die Charts mit Rafaël Zeier an. Wenn Sie auch nur ein bisschen Sinn für witzige, schräge Moderation haben, werden Sie mir beipflichten, dass dieser Mann schon längst von DRS3 hätte abgeworben werden müssen, wenn die auch nur ein bisschen Sinn für witzige, schräge Moderation hätten.

Meine Beziehung zu toxic.fm begann im Frühling 2001, als mich ein junger Mann namens Michael Rohmeder anrief und sagte, er plane ein Radio «HerzSchlaG» in St.Gallen und wolle mich als Ausbildner gewinnen. So bescheuert der Name des Radios war, so interessant war das Konzept. Rohmeder verblüffte mich ein erstes Mal, als er mir sein etwa hundert Seiten schweres Redaktionsstatut zeigte, das er selber geschrieben hatte. Ich hatte in zehn Jahren bei Radio DRS kein derart vollständiges und intelligentes Radiohandbuch gesehen. Eine zweite Überraschung erlebte ich, als ich das Sendestudio sah. Da stand nicht in erster Linie Müll und darunter ein technisches Gebastel, wie ich es von anderen alternativen Radios kannte, da standen die neuesten Sendepulte der Marke Studer-Revox. Damit konnte man arbeiten: Ich war dann bei Toxic drei Jahre als Ausbildner tätig.

HSG als Feigenblatt

Michael Rohmeder war toxic.fm und toxic.fm war Michael Rohmeder. Aus dem Wallis zugewandert und offenbar nicht gänzlich gefordert von seinem Studium an der HSG, hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein Campusradio zu gründen. Dass er auch von Ökonomie eine Ahnung hatte, zeigte sich darin, dass er die Sendeanlagen, die er sich von Studer-Revox schenken liess, bei der ersten Geldknappheit des Senders an die HSG verkaufte, die sie ihm dann zum Gebrauch überliess. Rohmeder hatte zwei Ziele mit toxic.fm, man könnte es auch eine Mission nennen: Es sollte ein Ausbildungsradio und es sollte ein Campusradio sein. Das Ausbildungsradio toxic.fm ist eine Erfolgsgeschichte. Junge, medieninteressierte Leute arbeiten in einem Praktikum ohne Entgelt, erhalten dafür aber Kurse von ausgewiesenen Radioprofis. Am Schluss ihres Praktikums haben die Leute einen guten Einblick in



die Radiowelt gewonnen und schaffen – je nach Talent – den Einstieg in andere Medienhäuser. Diverse Praktikanten haben in diesen fünf Jahren den Sprung geschafft, vom St.Galler Tagblatt bis DRS1.

Als Campusradio konnte sich toxic.fm nicht etablieren. Zwar wurde das junge Pflänzchen von der HSG immer wieder ein bisschen gehegt und gepflegt, mit Goodwill und mit finanzieller Unterstützung. Aber die integrative Kraft, die der Sender zwischen Studenten und Universität sein wollte, wurde von der Uni nicht wirklich gewünscht. Ich bezweifle, dass die Idee eines Campusradios in der Schweiz überhaupt funktioniert. Sie scheint eher einer sozialromantischen Vorstellung des Radiogründers zu entstammen. Die Fixiertheit Rohmeders auf die HSG führte aber dazu, dass sich noch heute einige potentielle toxic.fm-Hörer vom Sender distanzieren und hinter jedem Pieps eine Einflussnahme der HSG vermuten. Das ist nicht nur grundfalsch, es vernebelt auch den Blick auf das wahre Problem, das der Sender hat. Es heisst toxic.fm.

Anpassung als Ausweg

Denn toxic.fm ist eigentlich unmöglich. Ein Radiosender mit der musikalischen Ausrichtung von toxic.fm, «ausgewählter Mainstre-



Seit fünf Jahren sendet toxic.fm vom Rosenberg in die Stuben der Jungen.
Illustration: Michael Schoch

am, gemischt mit Indie und Alternativ», wie es der frühere Musikchef Markus Garnitschnig einmal nannte, erreicht in der Schweiz maximal acht bis zehn Prozent der Hörerschaft. Das hat DRS3 vor 15 Jahren gezeigt (und wurde wegen der tiefen Hörerzahlen musikalisch neu positioniert), das zeigt heute Couleur3, das sich bisher erfolgreich gegen das Diktat der Hörerzahlen wehrt. Will man diese potenziellen und leider auch noch anspruchsvollen Hörer auch wirklich erreichen, braucht es Qualität. Das bedingt teure Technik, gute Infrastruktur, professionelles Personal. Und das alles kostet. Die Personalkosten hat toxic.fm dank des ausgeklügelten Ausbildungssystems recht gut im Griff, doch das reicht noch nicht, und so muss der Sender Werbung verkaufen. Die Werbekundschaft aber will gute Hörerzahlen, und das ist mit der musikalischen Ausrichtung und dem kleinen Einzugsgebiet von toxic.fm nicht machbar. Es bleibt die Ausweitung des Einzugsgebietes. Das erlaubt das zuständige Bundesamt für Kommunikation (BAKOM) nicht – und es wurde von den Radiomachern leider auch nie wirklich in Betracht gezogen. Es bleibt die Anpassung an einen «mehrheitsfähigen» Musikgeschmack, aber das bieten schon Radio aktuell, Radio Top und DRS3, und das

war auch nie die Idee von toxic.fm. Mit der Frequenzvergabepolitik des BAKOM bleibt die SRG bis auf weiteres die einzige Organisation in der Schweiz, die das Potenzial hätte, ein funktionierendes musikalisches Kontrastprogramm anzubieten – analog zu ORF und FM4 in Österreich.

Radio Aktuell färbt ab

toxic.fm laviert nun seit fünf Jahren an diesem unauflösbaren Widerspruch herum, versuchte zu Beginn mit wilder Musik, pointierter politischer Berichterstattung und schrägen Moderatoren seine Andersartigkeit zu unterstreichen, erreichte ausserordentlich gute Hörerzahlen, nämlich 30'000 Hörerinnen und Hörer täglich, die den Sender aber nur kurz nutzten. Man wollte deshalb die Hördauer erhöhen und glättete das Profil – «Durchhörbarkeit» nennt man das im Fachjargon. Statt Politberichten gab es jetzt Pistenberichte, die Moderatoren wurden braver, und auch in der Musik «wurden die gröbsten Ecken und Kanten etwas geschliffen», wie es der jetzige Geschäftsführer Ralph Wirth formuliert, bisher allerdings erfolglos, was die Hördauer betrifft. Dennoch wird die eingeschlagene Richtung weiter verfolgt. Auffallend ist, dass immer häufiger die «Dienste» von Radio aktuell in

Anspruch genommen werden. Waren diese Dienste zu Beginn auf die Entsendung eines Vertreters in den Stiftungsrat von toxic.fm und auf die Zusammenarbeit bei der Werbekquisition beschränkt, so treten Radio-aktuell-Leute mittlerweile auch schon mal in der Ausbildung auf oder setzten die neuen Sender-signete tontechnisch um (was man ihnen leider anhört).

«Unsere grösste bisherige Leistung besteht darin, dass es uns am fünften Geburtstag überhaupt noch gibt», meint toxic.fm-Geschäftsführer Ralph Wirth, und bringt es damit auf den Punkt. Voraussichtlich wird es toxic.fm auch am zehnten Geburtstag noch geben, am ehesten als Juniorpartner von Radio aktuell, noch etwas geglätteter die Musik, noch etwas braver die Moderation und die Berichterstattung. Das ist nicht das, was der Fan sich wünscht. Es ist das, was die bestehende Medienrealität diktiert.

Felix Mätzler, 1962, arbeitet als Ausbildner im Bereich Radiojournalismus. Er war zehn Jahre bei DRS3.

Geburtstagsfest: Kugel St.Gallen, 2. Dezember, 20.30 Uhr. Mit: Electric President (USA), den Support bestreiten die jungen St.Galler von All Ship Shape.

JETZT HABEN SIE DAS GESCHENK!

«Mäder bleibt unvergessen. Er hat die Wahrnehmung jener Stadt, die wir lieben, aber auch verfluchen, hinterlistig und heimtückisch unterlaufen.»

St.Galler Tagblatt

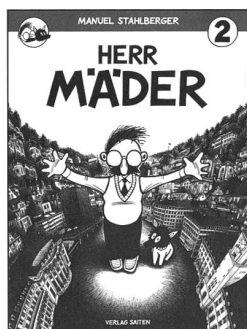
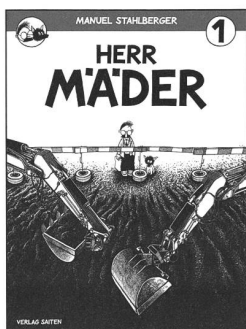
«Wo Niklaus Meienberg seiner Geburtsstadt den Rücken kehrte, zeichnet der Kabarettist und Karikaturist Manuel Stahlberger weiter.» Facts

«Riesenerfolg: Stahlbergers «Herr Mäder» stösst «Harry Potter» vom Thron.»
20 Minuten

**DIE OSTSCHWEIZER
KULTCOMICS
«HERR MÄDER»
BAND 1 UND 2**

**FÜR
FR. 39.50
(STATT
FR. 45.-)**

BÄUMIGE AKTION!



HERR MÄDER 1 + 2 sind einzeln oder zum bäumigen Kombi-Aktionspreis im Buchhandel erhältlich.

Oder direkt bei:

saiten Oberer Graben 38, Postfach,
CH-9004 St.Gallen, +41 71 222 30 66,
sekretariat@saiten.ch oder online auf www.saiten.ch

HOCHGLANZ FÜR DIE JUGEND

Das St.Galler Jugendmagazin «Klugscheisser» erhält den diesjährigen Preis der Dietschweiler-Stiftung als «Anerkennung für besonderes Engagement von Kindern und Jugendlichen». von Rolf Bossart

Die junge Geschichte des Magazins mit dem selbstironischen Titel zeigt den schwierigen und insgesamt gelungenen Weg eines Jugendprojektes aus der Jugendfalle. Mit Jugendfalle ist die offensive, zudringliche und oft erdrückende Wohlmeinhaltung der Erwachsenen gemeint, die sich über alles ausgießt, was von Jugendlichen kommt und nur halbwegs nach «sinnvoller Tätigkeit», nach «wenigstens tun sie was, egal was» oder nach «Hauptsache, sie hängen nicht einfach rum und konsumieren» aussieht. Sie drohte, solange die Nummern in den Strassen der Stadt verkauft wurden: «Nach dieser ersten Ausgabe produzierten die Jugendlichen drei weitere Ausgaben mit dem neuen Konzept. Sie stellten den St.Galler Slampoeten Etrit Hasler vor, berichteten über den Zürcher Drogenstrich und sprachen mit einer Bulimiekranken. Der Verkauf an St.Galler Schulen lief aber nur harzig. Den grössten Teil der Auflage verkauften die Zeitungsmacher an Erwachsene in der St.Galler Innenstadt. So konnten zwar jeweils die nötigen Hefte verkauft werden, befriedigt waren die Jugendlichen aber nicht.» So das Resümee in der Projektdokumentation. Das Unbehagen mit dieser Situation verrät den Willen der Redaktion, dass man nämlich nicht verkauft, sondern gelesen werden will. Der entscheidende emanzipatorische Schritt dazu war die Gratis-Abgabe der Zeitschrift an den Schulen, dort, wo das Zielpublikum zusammenströmt und in den Schulstunden Zeit zum Lesen hat.

Einfach gute Texte

Zwar wird für die Jugend geschrieben, das ist die inhaltliche Vorgabe, formal geht der Anspruch aber über eine «Schülerzeitung» hinaus. Klugscheisser funktioniert journalistisch und konventionell, Themen werden gesetzt, Aufträge verteilt, Recherche betrieben. Die Texte werden meist vom Redaktionsleiter und Mitgründer Jonas Bischoff oder von anderen erfahrenen Redaktionsmitgliedern wie zum Beispiel Anita Bünter – gleichzeitig auch Layouterin – bearbeitet. Auch wer neu dazustossen will, stellt sich mit einem Probetext zur Diskussion. Im Gespräch mit Mitgliedern der Redaktion (Anita, Sarah, Kathia, Anna-Julia, Rafael und Jonas) spiele ich den Bedenkenträger: «Klugscheisser kommt jetzt auf Hochglanzpapier raus, die ersten Nummern waren



Feines Sensorium für die Grauzonen. Bild: Florian Bachmann

noch auf Umweltschutzpapier gedruckt. Wieso?» – «Weil wir festgestellt haben, dass die Jugendlichen der Zeitung dann mehr Beachtung schenken.» – «Möchtet ihr etwas bewirken mit den Themen?» – «Verändern steht nicht im Vordergrund, wir möchten einfach gute Texte machen. Wir schreiben, weil uns das Schreiben und der Journalismus interessiert.» Nochmals zum Bedenken: «Warum habt ihr immer Porträts von den bekannten Strassenpersönlichkeiten im Heft und nicht Bankbeamte?» – «Weil die weniger spannend sind.»

Für die Öffentlichkeit

Ok, dann versuche ich halt selber zu sagen, was da noch drinsteckt, in diesen paar Heften, die ich kenne. Wenn konsequent in jeder Nummer die öffentlichen Basisfiguren dieser Stadt, Etrit Hasler, Albert Nufer, der Jongleur vom Neumarkt, der Stativfotograf Hans Oetli und Harald Buchmann vorgestellt werden,

dann ist das nichts anderes als ein starkes Plädoyer für den öffentlichen Raum. Wenn in der Rubrik «Hands» der Railcleaner Yüce Huseyin und der Marronibrätler Fritz Walser zum Zug kommen, dann ist das die Fortschreibung der alten Arbeitsreportagen. Wenn die Jugendzeitung «Klugscheisser», die problemlos als Projekt für Drogenprävention Modell stehen könnte und die zufälligerweise ihr Redaktionsbüro im gleichen Haus hat wie die Präventionsfachstelle Zepra, ein Inserat druckt, das die Antitabakwerbung der Tabakindustrie aufs Korn nimmt und mit dem Logo Zepra versehen, dann zeugt das von einem feinen Sensorium für die Grauzonen und Widersprüche, in denen die Jugend mit dem, was sie so macht und mit dem was sie so machen soll, drinsteckt. Natürlich hat das Inserat Ärger gegeben. Aber mit dem Dietschweiler-Preis ist jetzt der Klugscheisser in guter Gesellschaft, auch die Rumpeltümler, Preisträger 2004, machen ab und zu Ärger.



Paracelsus blieb St.Gallen als hervorragender Alchemist in Erinnerung. Hier auf seinem Buch Opera Band 2, 1575.
Bild: Kantonsbibliothek Vadana

KOMET IM HOCHGEBIRG

Als 1531 über St.Gallen ein Komet zu sehen war, hielt sich der Alchemist und Arzt Paracelsus in der Stadt auf. Er versuchte Vadian näher zu kommen, der aber nichts vom radikalen Erneuerer wissen wollte.

von Peter Müller

Das Ereignis beschäftigt alle: Die Bevölkerung ist aufgewühlt, die Theologen suchen nach Erklärungen, die Gelehrten wollen disputieren. Da warten die Verleger nur darauf, ihre Druckerpressen in Betrieb zu setzen. Besonders schnell reagiert ein Experte in St.Gallen. In fieberhafter Eile verfasst er ein kurzes Traktat und schickt es einem Bekannten nach Zürich. Der bringt das Manuskript noch in der gleichen Nacht zum Drucker. Dieser lässt dem Autor einige der gedruckten Exemplare zukommen, den Rest nimmt er nach Frankfurt mit, wo die Buchmesse ansteht. Das erinnert an globale Katastrophen wie den Tsunami von 2004. Tatsächlich haben sich diese Ereignisse aber im Jahr 1531 abgespielt und vermitteln einen anschaulichen Eindruck davon, welche Medienrevolution der Buchdruck im 16. Jahrhundert ausgelöst hat. Das damalige Grossereignis kennt man noch heute – es ist der Komet, der alle 76 Jahre gut mit blossen Auge gesehen werden kann und seit 1749 den Namen des englischen Physikers Edmond Halley trägt. Und der geschäftstüchtige Autor ist eine der schillerndsten, faszinierendsten und umstrittensten Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts: der Arzt, Alchemist, Mystiker, Laientheologe und Philosoph Paracelsus (1493/94-1541).

Aus Zufall in St.Gallen

Gerade unter Ärzten war das Erstellen solcher Prognostiken und Praktiken sehr beliebt. Aufgrund des Laufs von Sonne, Mond und der Planeten, besonderer Himmelserscheinungen und Naturereignisse trafen sie Voraussagen für das kommende Jahr. Auch Paracelsus verfasste eine Reihe solcher Texte. Sein Kometentraktat von 1531 trägt den Titel «Der Komet im Hochgebirg», womit höchstwahrscheinlich die Alpsteinkette mit dem Säntis gemeint ist. Dass sich Paracelsus damals hier aufhielt, ist ein schöner Zufall. Sein Aufenthalt und der Komet von 1531 verbindet die St.Galler Lokalggeschichte mit der grossen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Wie Paracelsus die gut 27 Wochen in St.Gallen verlebte, weiss man allerdings nicht genau, weil es hierzu kaum Quellenmaterial gibt. In den amtlichen Quellen der Stadt kommt Paracelsus nach dem gegenwärtigen Erkenntnisstand überhaupt nicht vor. Rudolf Gamper, Bibliothekar der Vadianischen Sammlung, sagt dazu: «Paracelsus verbrachte diese Zeit demnach ohne aktenkundige Konflikte. Bei seinen bekanntermassen groben und kämpferischen Umgangsformen erscheint das bemerkenswert.» Dürftig sind auch die Informationen über die Patien-

ten, die Paracelsus in St.Gallen behandelte. Man kennt nur zwei: Vadians Amtskollege Christian Studer und den Sohn eines Caspar Tischmacher.

Vadians kalte Schulter

Eine Schlüsselfigur des St.Gallen-Aufenthalts von Paracelsus ist Joachim von Watt, bekannt als Vadian. Das überrascht nicht. Der Bürgermeister, Reformator und Intellektuelle war damals nicht nur der tonangebende Mann in der Stadt – er hatte auch ein Netzwerk, das weit über die Eidgenossenschaft hinausreichte. Und er war praktischer Arzt. Für Paracelsus dürfte das der Hauptgrund für seinen Aufenthalt in St.Gallen gewesen sein. Er wollte Vadian zum Helfer für seine radikale Reform der Medizin gewinnen. Wichtig waren dem streitbaren und schwierigen Eigenbrötler vor allem die persönliche Erfahrung und Beobachtung, die er höher bewertete als das Buchwissen der gelehrten Schulmedizin. Dazu kamen neuplatonische Naturphilosophie, Alchemie und Magie. Paracelsus hatte diese Reform schon in Basel durchführen wollen, wo er 1527 zum Stadtarzt und Professor der Medizin berufen worden war. Er war dabei aber auf derart erbitterten Widerstand gestossen, dass er die Stadt – eine Hochburg des Humanismus und des Buchdrucks – nach weniger als einem Jahr fluchtartig hatte verlassen müssen. Jetzt versuchte er es in St.Gallen. Deutlichstes Signal war das Buch «Opus Paramirum», das er hier vollendete, eine alchemistische Physiologie des Menschen. Die Teile 1-3 widmete er dem «hochgelerten Joachim von Watt, Doktor der Arznei der Stadt St.Gallen, Bürgermeister und Stadtarzt.» Vergebens. Vadian zeigte Paracelsus die kalte Schulter, verweigerte die Unterstützung an der Publikation des «Opus Paramirum». Er entzog sich auch einer Beurteilung des Kometen-Traktats und erklärte in einem halböffentlichen Brief, dass er mit Paracelsus nichts zu schaffen habe.

Kein einfacher Charakter

Warum diese Distanz? Rudolf Gamper hat vor allem eine Erklärung: «Dem Ruf eines Schulmediziners war es abträglich, wenn er mit dem ungestümen Neuerer Paracelsus in Zusammenhang gebracht wurde.» Dazu kam, dass die Medizin im Leben des vielbeschäftigten St.Gallers eher eine untergeordnete Rolle spielte. Und vermutlich hat auch sein Naturell eine Rolle gespielt. Die Quellen erzählen zwar, dass Vadian grundsätzlich einen freundlichen Umgang mit auswärtigen Gesprächspartnern pflegte – aber eben nicht mit allen. Das bekannteste Beispiel ist Erasmus von Rotterdam. Warum genau er zu diesem Literaten, Philosophen und Theologen von europäischem Rang im Gespräch keinen Zugang fand, ist unklar. Aber auch in St.Gallen hielten sich Vadians Leutseligkeit und Volksnähe in Grenzen. «Vadian wahrte eine sichere Distanz zu seinen Mitbürgern», sagt Rudolf Gamper. «Er war es gewohnt, dass seine überlegene Stel-

TAGUNG UND BUCH

Am 11./12. November fand in St.Gallen die Herbsttagung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft statt. Neben Vorträgen, Besichtigungen und Diskussionen gab es auch eine Buchvernissage: eine Edition von Paracelsus' Kometentraktat von 1531. Sie bietet den Text als fotomechanischen Abdruck, in einer zeilengetreuen Übersetzung und einer wissenschaftlich kommentierten Übersetzung. In drei Aufsätzen wird zudem das Umfeld dieses Ereignisses und der Personen dargestellt.

Paracelsus. Der Komet im Hochgebirg von 1531. Urs Leo Ganzenbein, Pia Holenstein Weidmann (Hg.), Chronos Verlag 2006.

lung anerkannt wurde. Das machte wohl auch das Gespräch mit Paracelsus schwierig.» Ob die beiden Ärzte sich später noch einmal begegnet sind, ist unbekannt. Das verhinderte allerdings nicht, dass die verunglückte Begegnung der beiden eine ironische Schlussnote erhielt. Paracelsus blieb in St.Gallen als hervorragender Alchemist in Erinnerung. Seine Schriften wurden gekauft und gelesen. Viele von ihnen gelangten in die Stadtbibliothek, deren Grundstock Vadians Bibliothek ist und die 1979 zur Kantonsbibliothek wurde.

Ein Komet für Zwingli

Und der Traktat über den Halley'schen Kometen? Man weiss wenig darüber, wie das 16 Seiten umfassende Werk vom Publikum aufgenommen wurde. Zudem ist der Text für die heutige Wissenschaft ziemlich dunkel – ein generelles Problem von Paracelsus' Schriften. Einigermassen klar scheint insbesondere, dass Paracelsus damals Huldrych Zwingli und der Reformation positiv gegenüberstand. Deshalb interpretierte er den Kometen zu ihren Gunsten und dachte Zwingli den Sieg über die «Stärkeren» zu, welche traditionell den Platz der Macht inne hätten. Im reformierten Zürich wurde der Text offensichtlich umgehend gelesen – sonst hätte man sich dort nicht um den Druck gekümmert. Explizit formuliert war die Schrift allerdings nicht. Paracelsus hatte alles nur sorgfältig angedeutet. Das kam ihm schon zwei Monate später zustatten. Am 15. Oktober 1531 erlitten die Reformierten in der Schlacht von Kappel eine empfindliche Niederlage, Zwingli – der Adressat des Kometen-Traktats – gehörte zu den Gefallenen. Ziemlich deutlich ist die Polemik von Paracelsus gegen die gängige Kalenderpraktik der Ärzte: Er verspottet in seinem Traktat die Sterndeuter und Astronomen, die sich auf die Lehre des antiken Astronomen Ptolemaios und nicht auf die Bibel berufen.

Veranstaltungshinweis: Der Friedbogen, Paracelsus in St.Gallen. 1. Dezember, 18 Uhr, beim Paracelsusgässlein in St.Gallen. Kurzer Rundgang, danach Begegnung im Keller der Rose. In jenem Haus also, in dem Paracelsus wohnte und schrieb. Theologe Walter Frei führt durch den Abend.

GBS

Gewerbliches
Berufs- und Weiter-
bildungszentrum
St.Gallen

Ihr Einstieg zum Aufstieg...

... mit einer Weiterbildung am Gewerblichen
Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen.

Baukaderschule

Höhere Fachschule für Technik

Schule für Gestaltung

Höhere Fachschule für Künste und Gestaltung

Technik • Logistik • Informatik

Management • Sprachen • Dienstleistung

Lassen Sie sich von unseren Angeboten
inspirieren! Mit uns bleiben Sie dran.

www.gbssg.ch und **071 226 58 00**.

Eine Bildungsinstitution
des Kantons St.Gallen



Metzgergass 26
9000 St.Galle

**Songs downloaden und
die Kreditkarte gratis dazu.**

Exclusive Cooperation
euro26.ch
have a good time!

Exclusive Cooperation
iTunes

Exklusiver Zugang zum iTunes Music Store, die Kreditkarte zum Nulltarif und dank der
Gratis-Mitgliedschaft bei Euro<26 von Vergünstigungen in ausgewählten Skigebieten profi-
tieren. Mit UBS Campus, dem neuen All-in-one-Angebot für Studierende. Jetzt Konto eröffnen.

www.ubs.com/young

 **UBS**

© UBS 2006. Alle Rechte vorbehalten.

DEBATTE

LESENDE ARBEITER

Im Saiten vom Oktober ist ein Artikel über geschützte Arbeitsplätze erschienen. Weil die Verantwortlichen der «Dreischübe» in St. Gallen inhaltlich mit dem Text nicht einverstanden sind, haben sie den Verfasser zu einem Gespräch eingeladen. von Rolf Bossart

Der Raum war gross, gut zwanzig Leute sass im Kreis, Mitarbeiter, Arbeitsagogen, Bereichsleiter der «Dreischübe», Anbieterin von geschützten Arbeitsplätzen für Menschen mit einer psychischen Einschränkung, (die «Dreischübe» macht auch den Versand und die Adressverwaltung von Saiten). Dazwischen eine Flipchart, voll mit Fragen, die den umstrittenen Artikel «Ungeschützt am geschützten Arbeitsplatz» (Saiten Nr. 150, Oktober 2006) betrafen. Ich wurde an diesem Montagmorgen auf den für mich reservierten Platz gebeten, zur Diskussion, zum Disput. Ich, der Kritiker, wurde eingedeckt mit Kritik von der gut vorbereiteten Gruppe. Alle hatten den Artikel nicht nur gelesen, sondern auch als Kopie zur Hand. Als ich nach einer Stunde (in der man einige Missverständnisse ausräumen konnte, sich aber nicht einfach nur gut schweizerisch auf der persönlichen Ebene – «mir wönd jo alli nume s'Bescht» – über die strittigen Punkte hinwegversöhnt hatte), mit dem Hinweis aus dem Saal geleitet wurde, man werde die Sache jetzt noch in der Gruppe nachbesprechen, war ich etwas benommen und hatte zunächst die Phantasie eines Tribunals. Später erschien mir die Sache in einem freundlichen Licht. Die Diskussion war insofern nötig gewesen, als ich tatsächlich zu wenig deutlich gemacht hatte, wo ich im Oktober mit der Kritik an der marktwirtschaftlichen Anbiederung der Institutionen mit geschützten Arbeitsplätzen hin wollte. Ich fragte mich nun, ob die «Dreischübe», indem sie mich eingeladen hatte und sich als Produktionsbetrieb zeitintensiv und gemeinsam mit einem Artikel auseinandergesetzt hatte, mir nicht genau vorgeführt hatte, was ich versäumt hatte zu fordern: Dass nämlich die Betriebe mit geschützten Arbeitsplätzen sich auch die Aufgabe geben könnten, der Öffentlichkeit ein Arbeitsklima vorzuführen, das im Kontrast zum Renditedruck in der Wirtschaft einer ganzheitlichen Entwicklung der Menschen förderlich ist und also wohltuend nicht nur für jene im geschützten Arbeitsbereich ist, sondern für alle. Und die «Dreischübe» hatte Saiten nicht nur dem bezahlten Auftrag gemäss verpackt und versandt, sondern es darüber hinaus auch gelesen, gleichsam widerständig gegen das harte Gesetz der Arbeitsteilung. Darum also die zwanzig Leute und der grosse Raum, denn was alle angeht, müssen auch alle besprechen. Nichts anderes wurde mir letztlich an diesem Montagmorgen gezeigt als die alte Brecht'sche Vision des «lesenden Arbeiters».

MEISTERSTÜCK



Illustration: Lika Nüssli

BIGNA,
DAS 997. ARTEMIS-KIND

Warten auf ein Baby, das nicht kommt, ist ein bisschen wie «Warten auf Godot». Das Ereignis trifft nicht ein, und der Redaktionsschluss für diese Kolumne rückt näher. An dieser Stelle wollten wir das tausendste im Steiner Geburtshaus Artemis geborene Kind feiern. Aber eben, das Baby mit der stolzen Eins und den drei Nullen kam nicht. Es hat uns versetzt. Das Meisterstück, diese Kolumne zu kippen, ist ihm gelungen. Wir mogeln. Liebes abwesendes Menschenkind, wir werten dein Zögern als Protest und versichern dir unsere Solidarität. Noch früh genug wirst du im Leben zur Nummer. Denk nur an die Staatsverwaltung, an das Versicherungswesen, die Cumuluskarte, an Visa und alle anderen kreditgestützten Lebenshilfen. Dich erwartet eine Zahlenwelt. Und vielleicht bist du sogar einmal entscheidend, weil genau du als Zahl den Ausschlag gibst, bei einer knappen Abstimmung oder in einer Verwaltungsratssitzung. Oder genau du musst den Lift verlassen, weil die maximal zulässige Personenzahl für den störungsfreien Transport es so will. Wir verstehen, dass du dich nicht als Nummer hast vorführen lassen.

Wir nehmen das 997. Artemis-Kind. Es war als jüngstes Artemis-Kind vor Redaktionsschluss schon da. Bigna heisst es und ist numerisch schon in verschiedenerlei Hinsicht erfasst. Da sind seine Geburtskoordinaten: 06.11.06, 04.15 Uhr, 3300 Gramm, 48 Zentimeter. Eine AHV-Nummer hat es bestimmt auch schon. Nur die Mutter hatte sich damit noch nicht befasst, als wir sie anriefen.

Ist auch nicht so wichtig. Die Kerzlein brennen schliesslich immer am 06.11. und nicht, wenn die Rente kommt. Da pflichten wir der Mutter bei. Das Geburtstags-Numero steht im Vordergrund, weil diese Ziffernkombination die menschlichste ist.

Weil du dich nicht an den Redaktionsschluss gehalten hast, 1000. Artemis-Kind, mussten wir uns etwas einfallen lassen. Eine Kopfgeburt sozusagen. Aber so absurd wie bei Godot, der nie kommt, ist das natürlich nicht geworden, weil du ja irgendwann doch noch kommen wirst. Wir haben gewartet und darüber ein wenig sinniert. Das soll dich aber nicht kümmern. Ursina Arnold, die Hebamme, hat schliesslich auch gewartet und mehr Emotionen mobilisieren müssen. «Wir haben fest damit gerechnet, das unser tausendstes Kind bis Mitte November da sein wird. Es lässt sich aber ungewöhnlich viel Zeit. Das ist schon spannend. Wir warten jetzt gleich auf drei Frauen, die übertragen haben. So was ist selten.» Drei Anwärterinnen auf den Mutter-Titel, das 1000. Artemis-Kind geboren zu haben. Das geht der Hebamme auch ein bisschen an die Substanz. «Am Tag ist man eher abgelenkt», sagt sie. «Während der Nacht kommen aber die Gedanken: Klappt auch alles, wenn es plötzlich los geht?» Das Geburtshaus Artemis, im ehemaligen evangelischen Pfarrhaus von Steinach, ist 1994 eröffnet worden, hat im Monatsschnitt acht Geburten und kann gleichzeitig vier Gebärende aufnehmen.

Harry Rosenbaum

VERHINDERN, WO

**Walter Schweizer sorgt als Chef der St.Galler Gewerbe-
polizei mit willkürlichen
Entscheiden für Verärgerung. Der Widerstand hält sich in erstaunlichen Grenzen.**

von Andreas Kneubühler

Nicht vielen St.Gallerinnen und St.Gallern ist es bewusst: Wer in den schmucken Altstadtgassen für Kleingeld musiziert, hat hohe bürokratische Hürden überwunden und eine besondere Qualitätskontrolle durchlaufen. Eigentlich müsste man jedem russischen Musikstudenten nur schon deshalb einen Zweifränkler in den Hut werfen, weil er sich nicht abschrecken liess. Was für eine Stadt, in der fahrende Bänkelsänger den Gewerbe-
polizisten vorsingen müssen, damit auch ja nichts unbotmässiges vor dem H&M oder der zum Schuhladen umfunktionierten UBS erklingt! Was für eine Stadt, in der sich die Strassenmusiker seit 2005 erst ab 13.30 Uhr anmelden dürfen, weil sich andernorts gezeigt hat, dass dann die Zahl der Gesuche markant zurückgeht!

Noch ist die Metamorphose der Altstadt in ein sauberes, von Parkgaragen unterkellertes Freiluftshoppingcenter nicht abgeschlossen, aber lange kann es nicht mehr dauern – dafür sorgt unter anderem die Gewerbe-
polizei. Wehe, jemand will den Einkaufsbetrieb stören. Ein bisschen Strassenprotest mit einem sanft irritierenden und von vielen Passanten gar nicht wahrgenommenen CD-Ballet? Busse! Ein paar Minuten Laientheater von aktiv Unzufriedenen zum Thema Sklaverei? Busse! Ein bisschen Langsamverkehr von Velofahrern? Busse! Ein paar Flugblätter verteilen? Grad nochmals Busse!

Nur, meistens wird es doch nichts mit der Geldstrafe. Dann nämlich, wenn gegen den

Bescheid rekurriert wird. Verfahren eingestellt, hiess es für langsame Velofahrer. Freispruch, für den Theater spielenden und Flugblätter verteilenden Harald Buchmann. Doch diese Entscheide scheinen wirkungslos zu verpuffen. Die Gewerbe-
polizei unter ihrem Chef Walter Schweizer zieht ihre politisch eingefärbte Linie durch, sollen die Politiker von einer lebendigen Kulturstadt schwärmen, soviel sie wollen. Wenn sie nicht hinsehen, wird verhindert – vorzugsweise alles was links oder alternativ ist.

Umgekehrter Handschuh

Langsam wird das Gegrummel gegen den Gewerbe-
polizeichef lauter. Es ist in der ruhigen Stadt St.Gallen doch eher ungewöhnlich, wenn an einer öffentlichen Veranstaltung ein Beamter lautstark und namentlich kritisiert wird. So geschehen im September bei der Kulturdebatte mit den Stadtratskandidaten in der Grabenhalle. Der mit der Tirade bedachte Walter Schweizer ist seit 2001 im Amt. Zuvor war der Absolvent der Polizeischule in Neuenburg und ausgebildete Rechtsagent als Amtsschreiber im Bezirk Neutoggenburg tätig und später Untersuchungsrichter bei der St.Galler Staatsanwaltschaft.

Schweizer sorgt nicht nur bei alternativen Veranstaltungen für Unmut, auch wenn ausserhalb der Kulturszene bisher kaum etwas zu hören war. «Kein Wirt wird öffentlich etwas gegen die Gewerbe-
polizei sagen», so der Betreiber eines Restaurants und bittet folgerichtig darum, nicht namentlich zitiert zu werden:

Früher habe man mit der Gewerbe-
polizei diskutieren können und sei gemeinsam zu Lösungen gekommen. Seit Walter Schweizer die Behörde leite, gehe es vor allem darum, dass Paragraphen bis zum hinterletzten Buchstaben eingehalten werden. Es gibt aber auch andere Stimmen, etwa diejenige von Bruno Bischof, Organisator des St.Gallerfestes, des New-
Orleans-Festivals oder der Fasnacht. Er arbeitet eng mit der Gewerbe-
polizei zusammen. «Eine sehr gute Kooperation», lobt Bischof.

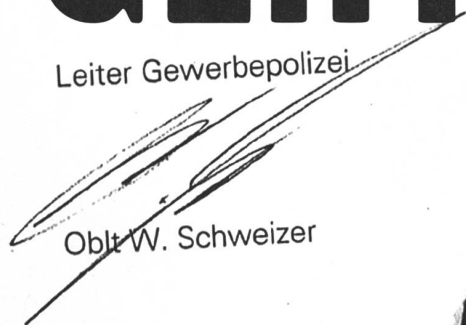
Keine Klagen gibt es von den Palace-Betreibern und – wen überraschts? – von der Raiffeisenbank. Daraus liesse sich ohne grosse Verrenkungen ableiten, dass diejenigen Veranstaltungen keine Probleme haben, hinter denen der Stadtrat steht oder bei denen bei einer Ablehnung politischer Druck zu erwarten ist. Dass die Gewerbe-
polizei flexibel reagiert, falls ein Abmahnung von oben droht, zeigte vor einigen Jahren der Plakatstreit um die Grabenhalle. Plötzlich seien dort nur noch kommerzielle Plakate zu sehen gewesen, erinnert sich Pius Frey von der IG Graben. Auf den Wänden der Aktionshalle habe man nicht einmal mehr für die eigenen Veranstaltungen werben können. Auf eine Intervention bei der Gewerbe-
polizei sei man von Walter Schweizer «in arrogantem Ton» abgekanzelt worden. Die IG Graben wandte sich daraufhin direkt an den damaligen Stadtpräsidenten Heinz Christen. Das wirkte: Wie «ein umgekehrter Handschuh» sei der Beamte danach gewesen, bilanziert Frey.

Wir bedauern, Ihnen keinen besseren Bescheid geben zu können und zählen trotzdem auf Ihr Verständnis. Sollten Sie mit dieser Entscheidung nicht einverstanden sein, wird Ihnen, auf schriftliches Ersuchen hin, eine kostenpflichtige Verfügung mit entsprechendem Rechtsmittel zugestellt.

ES GEHT

eu...lic... Grüs...

Leiter Gewerbepolizei



Oblt. W. Schweizer

Nein sagen kann man auch auf elegante Weise: ein Originaldokument.

Den Kuchenstand prüfen

Es gibt andere Beispiele mit ähnlichen Problemen. Die leidige Geschichte um das mehrfach abgelehnte Engelfest wurde bereits in der Jubiläumszeitung «Schwarzer Bote» geschildert. Zuerst machte Walter Schweizer «Immisionen» geltend, die der Anwohnerschaft nach dem St.Gallerfest nicht zugemutet werden könnten. Dem nächsten Gesuch des Engels lag die Zustimmung sämtlicher Anwohner bei. Dieses Mal wurde die Ablehnung mit «präjudiziellen Gründen» begründet. Erst im dritten Anlauf teilte Schweizer mit, dass sich die Bewilligung «im vorliegenden Fall für dieses Jahr ausnahmsweise noch einmal rechtfertigen lässt». Nur damit es nicht vergessen geht: Im September durfte die Raiffeisenbank problemlos ein halbes Quartier für ein Wochenende absperren – für einen bankinternen Anlass, wohl gemerkt.

Weiteres berichten die Organisatoren des zum dritten Mal durchgeführten Heldenrennens. Ein Jahr vor dem Anlass wurde der Gallusplatz reserviert, drei Monate vor dem Rennen das Konzept eingereicht. Die Gewerbepolizei reagierte nicht. Auf Nachfrage hiess es, die Abklärungen liefen. Zwei Wochen vor dem Startschuss erst ist die provisorische Bewilligung eingetroffen. Weitere Geschichten drehen sich um Pfadfinder, die ihren Kuchenstand von der Gewerbepolizei begutachten lassen mussten oder den Kaffeeauschank während der 1.Mai-Kundgebung, für den es eine Busse gab. Sie vermitteln das Bild

einer Behörde, die zuviel Paragraphenreiterei betreibt.

Richtig problematisch wird es, wenn der Chef der Gewerbepolizei politisch entscheidet, wenn er sich – etwas umständlich ausgedrückt – als verlängerter Arm des Geistes hinter dem Polizeireglement versteht. Dann geht es nicht mehr um unbequeme Vorschriften, sondern um die Beschränkung von Grundrechten. Dazu gehört, dass für das Sammeln von Unterschriften auf öffentlichem Grund eine Bewilligung verlangt wird. Die gibt es nur für maximal sechs Tage pro Monat. Die GSoA hat rechtliche Schritte gegen diese St.Galler Spezialvorschrift angekündigt. Da wird die Bewilligungspflicht für das Verteilen von Flugblättern – mit der beispielsweise Scientology-Propaganda verhindert wird – so umgemünzt, dass sie die freie Meinungsäusserung behindert. Wohl einmalig in der Schweiz muss seit kurzem neben der Bewilligung für eine Demonstration extra nochmals ein Gesuch für das Verteilen von Flugblättern gestellt werden. Selbstredend braucht es dafür ein spezielles Formular, selbstredend soll der Antrag zwei Wochen im voraus gestellt werden.

Slalom im Stadtrat

Was tun? Bei allem Verständnis für die Zurückhaltung der Veranstalter, die sich nicht mit der Gewerbepolizei anlegen wollen: Druck entsteht nur dann, wenn er aufgebaut wird. Im neuen «links» ist zudem nachzulesen, dass der Gewerbepolizeichef intern alles andere als

unumstritten ist. Da gilt es anzusetzen – unter anderem. Bisher sei aber weder zum Thema Engelfest noch zum Heldenrennen eine Beschwerde eingegangen, stellt Benjamin Lütolf, Sprecher der Stadtpolizei fest. Zu richten wären Reklamationen übrigens direkt ans Polizeikommando.

Zumindest auf politischer Ebene ist die Diskussionen lanciert: SP-Stadtparlamentarierin Bettina Surber reichte ein Postulat ein, das vom Stadtrat objektive Kriterien für die Bewilligung von Veranstaltungen fordert. «Aktiv unzufrieden» setzt sich mit einer Petition dafür ein, dass die Bewilligungspflicht für das Verteilen von Flugblättern aufgehoben wird. Und da wäre ja noch der frisch gewählte Stadtrat Nino Cozzio, unter anderem der neue Vorgesetzte von Walter Schweizer. Im Saiten wurde er vor der Wahl gefragt, ob ein CD-Ballet erlaubt sein müsste. Die Antwort erinnert etwas an die Wintersportdisziplin mit den vielen Stangen und lässt nicht unbedingt auf eine Änderung hoffen: «In einer Stadt leben und arbeiten viele Menschen auf engem Raum. Daher ist es richtig, wenn Regeln aufgestellt, eingehalten und nötigenfalls durchgesetzt werden. Das gilt sowohl für konventionelle als auch für unkonventionelle Nutzungen des öffentlichen Raumes. Die Freiheit des einen Menschen endet dort, wo die Freiheit des andern beeinträchtigt wird.»

Andreas Kneubühler, 1964, ist Journalist im Pressebüro St.Gallen.

BÄREN AN DER AUTOBAHN

Der alte Mann hat Gras gemäht und das Heu zu kleinen Haufen geschichtet. Er nimmt die Werkzeuge und geht langsam zurück zum Haus. Er wird Gras mähen, bis er tot umfällt, obwohl er schon lange keine Tiere mehr hat, die es fressen. Ich habe alte Männer wie ihn im Tessin gesehen. Die Jungen halten sie für verrückt. Denn sie weigern sich einzusehen, dass ihre Arbeit heute keinen Wert mehr hat. Sie haben Recht.

Landwirtschaft ohne Lobby

Das Haupttal, Canale del Ferro, ist schmal und eng. Der Fluss füllt fast den ganzen Talboden aus. Es gibt eine Autobahn und eine Schnellstrasse, die beliebter ist als die Autobahn, weil sie nichts kostet. Die alte Bahnlinie zerfällt, die neue verläuft fast überall im Berg. Es geht jetzt schneller nach Österreich. Bauern gibt es im Tal schon lange nicht mehr. Wer die Strasse verlässt, bleibt in den Dornen stecken. Das Hotel ist nur über die Schnellstrasse zugänglich. Wir gehen auf dem Pannestreifen.

Bei Resiutta zweigt das Val Resia vom Canale del Ferro ab. Es ist knapp zwanzig Kilometer lang und verläuft ziemlich genau von Osten nach Westen. Zuhinterst ragen fast senkrechte Hänge und Felswände 2000 Meter in die Höhe: der Monte Canin auf der slowenischen Grenze. Der slowenische Dialekt, der hier seit dem Mittelalter gesprochen wurde, ist nur noch selten zu hören. Ausser in den Namen der Alpen, Weiler und Berge: Püsti Gözd. Strijunawö. Stolaz. Mali Worch. Paludnig. Hüda Raven. Wracä.

Das Tal ist steil. Auf der Sonnenseite wachsen Föhren, auf der Schattenseite Buchen. Dazwischen haben die Gletscher der Eiszeit ein paar rund geschliffene Hügel hinterlassen. Hier gibt es fast flaches Land,

und hier haben die Leute ihre Dörfer gebaut und ihre Äcker angelegt. Heute gibt es fast keine Landwirtschaft mehr im Val Resia. Wie in den ganzen italienischen Alpen. Die Berglandwirtschaft hat in Italien keine Lobby. Wahrscheinlich gab für einige das grosse Erdbeben von 1976, als in der Region kein Haus stehen blieb, den Ausschlag, die Höfe zu verlassen. Sogar die topfebenen Landstücke, die zuerst Äcker, später Heuwiesen waren, wachsen zu. Die Leute haben noch ein paar Hühner, Ziegen oder Esel und pflanzen Kürbisse oder Feuerbohnen.

Wachtelkönig und Resia-Kuh

Marco sucht Bären. Er ist Biologe und schreibt an der Universität Padua seine Doktorarbeit. Über die Bären, die regelmässig von Slowenien ins Val Resia und seine Nachbartäler kommen, weil ihnen die grossen, einsamen Wälder gefallen. Mit Mais und Fisch versuchen Marco und seine Kollegen einen Bären in die Falle zu locken. Sie wollen ihm ein Halsband mit Sender anziehen, damit sie immer wissen, wo er ist. Marco macht sich Sorgen über die Umweltzerstörung: «Wir machen alles kaputt.» Nach der Dissertation möchte er im Umweltschutzbereich arbeiten. Schon jetzt leitet er Exkursionen für Kinder am Meer bei Venedig. Diese Arbeit gefalle ihm, aber sie sei so schlecht bezahlt, dass es zum Leben nicht reiche, sagt er.

Ein Teil des Val Resia gehört heute zum Parco naturale delle Prealpi Giulie. Dank dem Park sind einige Arbeitsplätze entstanden. Es gibt Besucherzentren für Touristinnen, Touristen und Forschende, eines davon in Resia, wo wir wohnen. Die Parkverwaltung unterhält Wanderwege und Berghütten. Zuhinterst im Tal ist sogar eine Alp wiederbelebt worden. Dort weiden heute Ziegen, Pferde und Resia-Kühe, eine vom Aussterben bedrohte Rasse. Zur Alp gehört auch eine kleine



Unterkunft für Wandererinnen und Wanderer. Die Alpwirtschaft hilft auch seltenen Tieren, zum Beispiel dem Wachtelkönig, der im Wald nicht leben kann.

Jeden Morgen um sechs läuten die Kirchenglocken. Die Hunde heulen dazu. Am Morgen und am Abend essen wir im Dorfrestraurant. Die Leute sind freundlich, aber so zurückhaltend, dass wir immer das Gefühl haben, wir stören sie. Der Dorfladen verkauft Stiefel, Fuschmatten, Winterkleider, alles nötige Werkzeug vom Karabinerhaken bis zur Schaufel. Dazu Stoffblumen und eine riesige Auswahl von Grablichtern. Damit schmücken die alten Frauen die Bildstöcke an den Wegen. Viele sind selbst gebastelt: ein Marienbild, ausgeschnitten aus einer Zeitschrift, in einem Glasrahmen, ein Rosenkranz daranhängt. Der Laden verkauft auch Wanderkarten, zum Teil von weit entfernten Tälern in den Dolomiten, Kondolenzkarten, ein paar Zeitschriften. Und das «Weissbuch von Genua», in dem linke Zeitungen den G8-Gipfel von 2001 dokumentiert haben. Es muss schon seit fünf Jahren im Gestell stehen. Ich kaufe es.

Verlassene Hütten

Am letzten Tag steige ich fast tausend Meter hinauf auf den Grat, der das Val Resia vom südlichen Nachbartal trennt. Die unteren Sommersiedlungen sind heute Ferienhäuser, die oberen zerfallen. Die ehemaligen Lichtungen mit den Ruinen sind mit Rottannen bepflanzt, als sollten sie so schnell wie möglich verschwinden. In eine Steinplatte über einem Stallfenster hat jemand Initialen und das Datum geritzt: 13/9/1928. Wer die Hütte damals gebaut hat, hätte wohl nicht erwartet, dass sie nicht einmal hundert Jahre stehen würde. Kalter Wind streift über den Grat. Es ist so einsam, dass ich Angst habe, laute Geräusche zu machen.

Bis ich die Ziegen sehe. Sie haben alle Farben, weiss, kastanienbraun, schwarzweiss, grauschwarz meliert mit braunen Tupfen. Sie lassen mich nicht in ihre Nähe. Wahrscheinlich leben sie monatelang allein hier oben. Der Berg riecht nach ihnen. Zwei Kolkkraben verfolgen sich in der Luft, ihre Federn leuchten in der Sonne. Auf dem Weg zurück ins Tal wieder eine Sommersiedlung. Die Häuser sind renoviert, aber die riesige, sanft abfallende Wiese verschwindet unter Kraut und Stauden. Plötzlich packte mich eine Wut. Die Wut gehört zu diesem Ort, der kaputt geht, aber sie begann viel früher, richtete sich schon gegen die Faschisten mit ihrem Krieg, die intoleranten Pfarrer, das harte Land selber. Oder gegen die Nachbarn. Ich weiss es nicht, ich kenne die Geschichten nicht.

Touristenattraktion

Oben in Tarvisio, an der Grenze zu Kärnten, kommen jeden Tag österreichische Touristen und kaufen Schmuck und Kleider, teure in den Boutiquen oder billige auf dem Markt. Oder Wein mit Hitler-Etikett, es gibt etwa fünfzehn verschiedene zur Auswahl. In Italien ist Nazi- und Faschismus-Symbolik nicht verboten. Es gibt auch Wein mit Mussolini, Stalin-Wein, Che-Guevara-Wein, Churchill-Wein und so weiter; man ist hier nicht voreingenommen. Am Abend verstopfen die Touristen die Autobahn und die Schnellstrasse zurück nach Kärnten. Zwei verzweifelte Pakistanis suchen den neuen EU-Schnellzugsbahnhof. Er liegt drei Kilometer ausserhalb, nur über Schnellstrassen zu erreichen. Wir gehen wieder auf dem Pannestreifen.

Bettina Dytrich, 1979, ist WOZ-Redaktorin.



Bilder: Bettina Dytrich

